Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 1

Artikel: Assaui
Autor: Marti, René
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662395

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

geheimnisvolles orientalisches Märchenland aus «Tausendundeiner Nacht» zu machen versuchte. Das mohammedanische Algier wäre dann vielleicht wirklich mit dem europäischen Algier, dieser leuchtend weissen, gesunden, von Lebens- und Expansionslust erfüllten Stadt, zusammengewachsen und die Bewohner der Kasbah mit den Bewohnern der modernen Viertel zu einer wirklichen Einheit zusammengeschmolzen. Aber der Aufstand der algerischen Mohammedaner gegen die französische Herrschaft hat diese Entwicklung jäh unterbrochen. Fremd und feindselig, durch Hass und Misstrauen voneinander getrennt, liegen die beiden Teile der zerrissenen Stadt nebeneinander, einander bedrohend und einander belauernd und dennoch wissend, dass sie miteinander leben oder miteinander untergehen müssen.

Eine nordafrikanische Abenteuererzählung
von René Marti

A S S A U I

Es war damals in Algier. Bereits brach die Nacht herein. Die Lichter der Stadt begannen aufzuflimmern. Ab und zu blitzten farbige Lichtreklamen auf, die sich am Rande des Meeres widerspiegelten. Ich schlenderte in den Docks herum. Vom nahen Hafenbahnhof her unterbrach von Zeit zu Zeit das Pusten einer Lokomotive die fernen Geräusche und den abgedämpften Lärm der Stadt. Draussen auf dem Meere dröhnte eine Schiffssirene und von den Felsen hallte schwaches Echo über die Stadt zurück. Dieses Bild wirkte irgendwie wohltuend auf mich. Das sanfte Plätschern des Wassers der Hafenmauer entlang beruhigte mich etwas: Ich suchte mich zu sammeln.

Eben machte ich mich bereit, das einfahrende Schiff mit seinen unzähligen Lichtern zu photografieren, als plötzlich ein greller Blitz aufzuckte, dem ein gewaltiges Krachen folgte. Ich drehte mich brüsk um, als noch eine zweite Detonation den Boden erzittern liess. Natürlich wusste ich sofort, was vorgefallen war. Ich machte kehrt, erklomm die Treppe der Passerelle über das Bahngeleise und erreichte bald die belebte Strasse dem Meer entlang. Wie ich richtig berechnete, fuhren aus allen Richtungen Polizeiwagen zum Hafenbahnhof hinunter, und immer wieder brachten neue Alarmsirenen den ganzen nächtlichen Verkehr zum Stokken, gleichzeitig, aber in einen heimlichen — oder unheimlichen? — Impuls. Und ich ein Ausländer! Wie leicht hätte ich in Verdacht kommen können, mit dem Vorgefallenen etwas zu tun zu haben! Atemlos erreichte ich mein Hotel. Von meinem Zimmer im dritten Stockwerke aus erblickte ich gegen Osten einen geblich-rötlichen Lichtschein. Es bestand kein Zweifel: Es musste ein Unruheakt der Terroristen sein. Ich schloss die Türe zum Balkon in meinem Zimmer auf und ab. Werde ich meine Streiffahrt quer durch Algerien doch ausführen können? Und wie? Ich kratzte mich am Kinn und nahm mir vor, mich, als Langschläfer, der ich nun einmal bin, noch zu rasieren. Ich glaube, das musste für mich in diesem Moment das Wichtigste gewesen sein. Während ich die Klinge schliff und die Seife zum Schäumen brachte, stellte ich meinen Radioapparat ein. Ich hörte eben noch die Durchsage, dass Terroristen vor einer Stunde den von Constantine eingefahrenen Militärgüterzug in die Luft gesprengt hätten. Es bestehe für die ganze Stadt ab sofort ein nächtliches Ausgehverbot, und die Polizei hätte bereits verschiedene Verhaftungen vorgenommen. Ich hatte mich eben tüchtig eingeseift. Da ging auch schon das Licht aus; somit blieb mir nichts anderes übrig, als mir mit einem Handtuch die Seife wieder aus dem Gesicht zu wischen, dann begab ich mich zu Bette. Die Aufregung brachte mich jedoch um den gewünschten Schlaf.

Es mochte gegen 11 Uhr gewesen sein, als mich das Klingeln des auf dem Nachttisch stehenden Telefons aus dem Sinnieren riss. Widerwillig und nicht ohne leichtes Zittern nahm ich den Hörer ab und meldete mich. «Ja, hier spricht der Unbekannte», sagte eine dumpfe Männerstimme in ausserordentlich gutem Französisch, und fuhr dann fort: «Sie sind Pressephotograph; vermutlich möchten Sie etwas Interessantes erleben.» Ein dröhnendes Lachen folgte diesem Satze. Das hatte ich nicht erwartet, und der Schrecken lähmte meine Stimme. Ich wollte den Hörer wieder auf die Gabel drücken,

als ich ein ungeduldiges «Hallo, hallo, sind Sie noch da?» hörte. «Ich bin nämlich Jules Favre.» Ich riss den Hörer wieder an mein Ohr und fragte: «Wer ist am Apparat?» «Jules Favre, ich habe nur meine Stimme verstellt, um dir ein wenig die algerische Atmosphäre einzujagen.» Ein helles Lachen erklang. Erst jetzt erkannte ich den Scherz. Es war einer meiner ehemaligen Freunde, der schon seit fünfzehn Jahren als Antiquitätenhändler in diesem Lande lebte, und den ich von meiner Algerienreise benachrichtigt hatte. Er sagte mir, er rufe mich noch zu dieser späten Stunde an, weil er den Brief erst heute abend erhalten hätte und morgen für zwei Tage verreisen müsse. Dann würde er gerne für zehn Tage mein Reisebegleiter sein. Jules ersuchte mich, in der Zwischenzeit Algier zu durchstreifen, vor allem die Museen aufzusuchen und den Sultanspalast mit seiner hervorragenden Sammlung an Waffen, Uniformen und sonstigen Kriegsgegenständen zu besichtigen. Er ermahnte mich aber, im sogenannten «Kasbah», dem Araberviertel, recht vorsichtig zu sein. Und dann noch etwas, ich solle mir einen Bart wachsen lassen. Alles übrige in zwei Tagen. Er werde mich in meinem Hotel aufsuchen. Ich bedankte mich höflich für sein Anerbieten und die gutgemeinten Ratschläge und legte den Hörer zurück.

Ein goldener Morgen grüsste mich. Marktfahrer schoben geschäftig ihre Zweiradkarren, beladen mit Früchten, Gemüse oder Fischen über die Strassen, zwangen sich bald da, bald dort durch die engen Gässchen, um sich ja den Schatten des heraufkommenden heissen Tages zu sichern. Da und dort erhoben sich schmutzige Gestalten: Araber, die ihren Kopf in den Burnus gehüllt, unter einem Torbogen oder in einem Kellerloch genächtigt hatten. Uns mag dieses Leben sonderbar anmuten, besonders wenn man sich fragt, wovon sich diese Menschen ernähren. Nun, die Erde ist da ja gut: Es wachsen Trauben, wilde Beeren. Da gibt es Fische; denn das Meer gehört allen. Und zuweilen kommt ein Schaf des Wegs. Diese Leute kennen keine Zeit. Sie scheint hier stillzustehen. Gläubig werfen sie sich zur Erde und küssen sie, immer das Gesicht gegen Mekka gewandt, wenn Muezzin von der Moschee die Gläubigen zum Gebete ruft. Der Islam ist so sonderbar. Er kettet die Gläubigen an eine Idee, und doch sind sie frei. Die islamitische Religion gestattet nämlich dem Mohammedaner, im Handel, im Kriege und im Umgang mit Frauen unehrlich zu sein. Dies zu wissen ist für den Europäer wohl sehr wichtig, wenn er mit der arabischen Welt verkehren will. An Hand einer Karte schlenderte ich gemütlich durch das Araberviertel. Ich machte einige Aufnahmen und nicht selten traf es zu, dass sich eine ganze Schar um mich versammelte und «Monsieur, Monsieur» rief, was so viel heisst wie «geben Sie mir etwas!» Hielt ich dann inmitten der kreischenden Menge meine Kamera ans Auge, so war ich sicher, dass sich eine Hand in meine Rocktasche vergriff. Aber ich gewährte ihnen diese Freude gerne; denn ich hatte mir zu diesem Zwecke sämtliche Taschen mit alten deutschen Millionen- und Milliardenbankscheinen der zwanziger Jahre vollgestopft. Von einem Mützenhändler unweit des Sultanspalastes erstand ich mir nach langem Feilschen einen Fez. Im schmutzigen, gesprungenen Spiegel besah ich mich, und musste feststellen, dass ich Prophet Mohammed nicht unähnlich war: eine weisse Kleidung, zwar nicht mehr so sauber, eine rote Krawatte über einem weissen, gestärkten Hemd und der rote Fez auf dem Kopfe passte so ganz auf ihn. Zu diesen schmutzigen Gassen mit ihrem handdicken Kot, mit der von übelsten Düften geschwängerten Luft würde allerdings der Anzug eines Kohlenschauflers besser hineinpassen.

Den Sultanspalast, das einstige wachsame Auge über Stadt und Meer, erreichte ich bald. Die Sonne brannte schon erbarmungslos. Im Hofe war deshalb kein Mensch anzutreffen. Ich suchte die Zinne zu erreichen, schritt durch einige Gänge und fand schliesslich eine steinerne Treppe, auf der ich vorsichtig hinaufstieg. Ich kam in einen klosterähnlichen Kreuzgang, in dessen Mitte ein Brunnen plätscherte, und wunderte mich, dass ich keinem Menschen begegnete. Zeit genug hatte ich jedoch, um in diesem Säulengang herumzuschlendern. Als ich um die Ecke bog, hörte ich ein Stimmengemurmel. Auf dem Rande eines Wandbrunnens sassen zwei Gestalten im weissen Burnus, wie die Beduinenmäntel genannt werden. Einer der Männer trug einen gelben Turban. Ich wusste sogleich, dass es sich um einen Gläubigen handelte, der entweder einmal nach Mekka oder dreimal nach El Hamel, der heiligen Stadt Algeriens, gepilgert sein musste; denn nur solche dürfen den gelben Turban tragen. Die beiden Männer hielten mit ihrem Gespräch und Gestikulieren inne und blickten mich wohl etwas feindlich an, als ich näher trat. Ich grüsste freundlich und erkundigte mich nach der gesuchten Terrasse. Mit einer theatralischen Höflichkeit wies mir derjenige mit dem gelben Tarbusch den Weg. Ich bemerkte, dass er sehr ver-

mögend sein musste, denn in seinem Turban steckte eine grosse goldene Nadel mit einer Perle. Am Zeigfinger der rechten Hand trug er einen massiven, goldenen Ring. Seine Füsse steckten in weichen, bestickten Ledersandalen, den sogenannten Babuschen. Irgend etwas an dem Manne kam mir recht sonderbar vor. Ich wusste nicht, weshalb sich die beiden ausgerechnet hier oben treffen mussten; aber irgend etwas befremdete mich. Erst unten in den geheimnisvollen Treppengässchen mit dem bunten Treiben des Orients wurde ich wieder auf andere Gedanken gelenkt.

Zwei Tage später traf ich Jules. Ich war über seinen Reiseplan, den er mir an Hand von Karten und Bildern schilderte, hoch erfreut. Er schien alles gut vorbereitet zu haben. So verliessen wir anderntags früh das noch schlummernde Algier in Jules Wagen. Wir fuhren durch eine Ebene; weit im Hintergrunde grüsste uns eine rötliche Kette: das Atlasgebirge. Rechts und links der Strasse entlang lagen die unendlich weit scheinenden Mais- und Tabakkulturen. Ab und zu wechselte das Bild mit ausgedehnten Weinfeldern und Olivenplantagen. Gegen 5 Uhr erreichten wir Blida. Wie liessen die Stadt rechts liegen und erreichten nach einer weiteren Stunde die beginnenden Kehren der Passstrasse. Unser alter Peugeot wand sich noch ziemlich schnell Kurve um Kurve höher. Dann und wann boten sich uns prächtige Ausblicke. Einmal sahen wir ein paar Nomaden unter einer alten Korkeiche rasten; sonst begegneten wir keinem Wesen. Wir mochten kaum eine Meile weitergefahren sein, als wir einen Engpass erreichten. Rechts der Strasse lag eine tiefe Schlucht und links trieb eine steile Felswand in die Höhe. Plötzlich stürzten ein paar faustgrosse Steine in die Tiefe. «Halt!» schrie ich; statt dessen drückte Jules aufs Gas, so dass ich wie gelähmt an die Polsterlehne gepresst wurde. Und wieder flogen ein paar Blöcke kaum einen Meter vor uns auf die Strasse. Ein entsetzliches Tosen und Krachen, die hinteren Fenster klirrten. Unser Wagen wurde mit einem gewaltigen Ruck an den Abgrund gestossen. Jules riss das Steuerrad herum, manipulierte dann an der Schaltstange. Der Motor heulte auf und wir brausten davon. Weiter oben hielten wir an und stiegen aus. Jules Gesicht war aschfahl; ich selbst zitterte am ganzen Leibe. Das Rollverdeck unseres Kabrioletts war hinten ganz zerfetzt, das linke hintere Schutzblech eingedrückt. Auf dem rückwärtigen Polster lag ein kopfgrosser abgewaschener Stein. Wir wussten sogleich, dass dies nicht ein Felssturz sein konnte. Mit Hilfe von Werkzeug lösten wir das gegen das Rad gepresste Blech ab, räumten die Glasscherben weg und setzten uns wieder in den Wagen. Den Stein nahmen wir als seliges Andenken mit.

Gege Mittag erreichten wir Sidi Matadi, unser Tagesziel. Mir kam dieses Städtchen mit seinen mittelalterlichen Toren und Mauern, den Zinnen und Schiessscharten sehr willkommen. Die Fahrt hatte uns wirklich ermüdet. Wir rollten durch ein Tor, bogen nach rechts und brachten unser Fahrzeug neben dem Minarett zum Stehen. Wir waren dem Wagen noch nicht entstiegen, als uns auch schon eine Schar bettelnder Kinder mit den Worten: «Donnez-moi 5 Francs, donnez-moi 5 Francs!» empfing. Mein Freund schrie ihnen etwas auf Arabisch zu, worauf wir uns einen Weg zum gegenüberliegenden Hause bahnen konnten. Nach kurzem Klopfen öffnete sich die Türe und im Rahmen stand eine Gestalt in weiten Pluderhosen und einem bestickten Bolero. Mein Freund wechselte mit ihm einige Worte, worauf uns der Araberboy eintreten hiess. Kurz darauf erschien der Herr des Hauses. Jules erklärte mir, es sei sein bester Geschäftsfreund, Hassan. Er hatte ein gepflegtes Aeusseres, und zwei witzige dunkle Aeuglein betrachteten mich. Jedesmal bevor er sprach, fuhr seine Rechte zum Gesicht und kratzte in seinem Barte. Das mochte eine Eigenart, die mir Fremden einen besonders nachhaltigen Eindruck hinterliess, sein. Im übrigen war er sehr freundlich und zuvorkommend.

Während des Mittagessens, es bestand aus zwei am Spiess gedrehten Brathühnern und dem Nationalgericht, dem Cousscous (Hirsebrei, Schaffleisch und Gemüse, sehr stark gewürzt), erwartete ich die beiden Frauen unseres Gastgebers, von denen mir Jules vorher erzählt hatte. Ich bekam sie jedoch nicht zu sehen. Jules klärte mich dann auf, es sei so Brauch, dass die Frauen nach uns bedient würden. Das Haus unseres Gastgebers war wohl das schönste im Städtchen. Alle seine Räume mündeten in einen quadratischen Hof ein. Hier fand ich auch diesen klösterlichen Kreuzgang wieder, und in der Mitte des Platzes ergoss sich ein Springbrunnen in ein mit Wasserpflanzen bedecktes Bekken. Am Abend nach dem Essen brachte seine ältere Frau, Vela genannt, einige arabische Kleidungsstücke. Mein Freund erklärte mir, dass wir für eine Woche als Araber verkleidet, wie Anno dazumal, mit Kamelen weiterziehen würden. In

Paul Eggenberg

MAÑANA

Wer je nach Spanien gefahren ist, und Land und Volk seitab der grossen Heerstrasse ein wenig kennen gelernt hat, muss zweifellos mit dem spanischen Zauberwort «Mañana» Bekanntschaft gemacht haben. — Zauberwort? War es nicht viel mehr Quelle und Aerger und Missmut, von abschätzigen Bemerkungen über die Mentalität, die Lebenseinstellung der Eingeborenen? — Mañana — morgen!

In einer Autogarage am frühen Nachmittag. Rauchend, schwatzend sitzen Patron und Arbeiter an schattigen Plätzchen.

«Können Sie mir rasch den Wagen schmieren?»

«Gewiss, mañana — morgen.»

«Ich bin in Eile, auf der Durchreise. Geht es nicht jetzt gleich?»

«Heute? — Nein! Aber mañana, gewiss!»

Ein anderes Beispiel: In einem südspanischen Städtchen.

Jeder Stuhl vor dem einzigen Restaurant auf dem Stadtplatz ist besetzt. Ein Schuhputzer schlendert mit seinem Arbeitskistchen auf dem Rücken vorüber. Ich rufe ihn herbei und strecke ihm meine staubigen Schuhe hin. Vergnügt winkt der Schuhputzer ab:

«Mañana!»

«Aber warum denn nicht heute, jetzt gleich?»

Lachend holt der Mann eine Handvoll Peseten aus der Hostentasche.

«Das langt mir für heute. Mañana werde ich wieder arbeiten und verdienen.»

Unbegreiflicher und unverzeihlicher Leichtsinn? — In unsern Augen zweifellos. Zu sehr stecken uns Hast und fiebrige Geschäftigkeit im Blut. Die Zeit wird uns zur Geissel, statt zum Geschenk, die Hetze nach materiellen Gütern zum Zwang, der jede Beschaulichkeit ausschaltet.

Bereits wird festgestellt, dass der Segen der Fünftagewoche ernsthaft in Frage steht, weil eine Grosszahl die neu gewonnene Freizeit mit Schwarz- und Nebenarbeit ausfüllt. Wohl steigt das Einkommen. Aber nicht minder rapid wachsen die Ansprüche und verunmöglichen das, was dem Tag, dem Leben Glanz aufsetzt: die stille Zufriedenheit!

Könnte nicht auch für uns «Mañana» zum Zauberwort werden? Nicht ein Ruhekissen, nicht eine billige Entschuldigung für Bequemlichkeit, für Faulheit, aber ein Schlüssel zu vermehrter Besinnlichkeit und vielleicht zu grösserem, stillem Glück — persönlich und für die nächsten Mitmenschen, für die Familie!

---

der Karawanserei stünden drei einhöckrige Kamele, bei uns Dromedare genannt, für uns bereit. Das arabische Reitdromedar legt in der Minute gut 200 Meter zurück, was bei einer durchschnittlichen Tagesreise von morgens 5 Uhr bis abends 8 Uhr, gegen 180 km ergibt. Im Moment war ich etwas überrascht; denn ich verstand ja kein Wort Arabisch. Beide lachten und fragten mich, ob ich denn nicht taubstumm sein könnte? Nun erst verstand ich und war über diesen guten Einfall erfreut. Gleichzeitig begriff ich auch, weshalb ich mich nicht rasieren durfte. Ich muss schon sagen, ich wurde richtig präpariert. Mit einer speziellen Erdfarbe, gemischt mit Henna, die von Wurzeln hergestellt wird, wurde meine Haut, überall dort, wo es nötig schien, etwas dunkel getönt. Ich erhielt einen Burnus, schafwollene Socken, und neue Sandalen mit Ziegenleder gefüttert. Mir war es anfänglich nicht so recht wohl. Besonders schien mir der Turban unbehaglich. Aber durch Zureden meines Freundes und Ermunterungen seitens des Gastgebers liess ich es mir gefallen. Zum Glück hatte ich meine Kleinkamera, die mir erlaubte, ganz unauffällig zu fotografieren, mitgenommen. Normalerweise konnte ich sie in der Hand verstecken. Ich fand deshalb auch bald heraus, dass sich dieser kleine Apparat vorzüglich in die Falten meines Burnusses einnähen liesse, denn nur so konnte ich unauffällig die gewünschten Bilder erhalten.

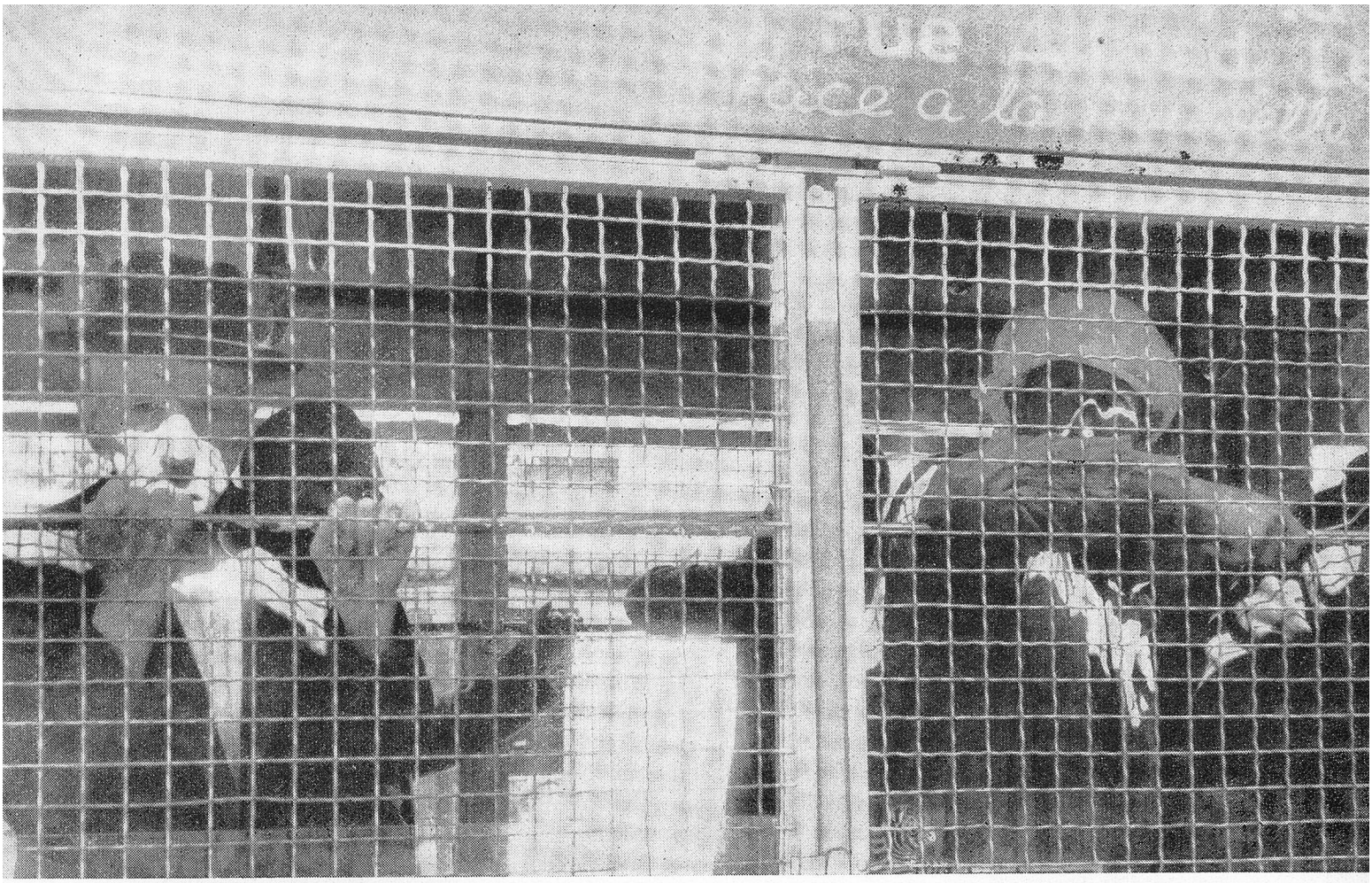
Unser Schlafgemach war sehr einfach, doch — ich möchte fast sagen — europäisiert. Da waren zwei Couches, ein Waschtisch, ein Tischchen und

zwei Stühle. Der Raum hatte keine Fenster. Eine Türe führte direkt in den Hof hinaus. Ich machte es mir angenehm und blätterte in einem Bändchen, das mir Jules gereicht hatte. Er selbst sass noch eine Weile mit seinem Freunde Hassan und den Frauen im Zimmer nebenan. Da eine Unterhaltung mir zu kompliziert vorkam, zog ich vor, mich beizeiten zurückzuziehen. Ich lag bequem auf der Couch, rauchte eine Zigarette und las ein paar Seiten in dem deutsch geschriebenen Büchlein «Geheimnisse des Orients». «Dieses Kapitel musst du lesen» hatte mir Jules vorhin beim Ueberreichen gesagt. Er meinte die Stelle über die Schlangenbeschwörer:

Wer viel im Orient gewesen ist, der wird immer von einem unangenehmen Gefühl beschlichen, wenn der Schlangenbeschwörer mit seinem ledernen Sack oder dem Binsenkorb erscheint, aus dem er mit geschicktem Griff die giftigen Cobras, die Brillenschlangen, hervornimmt, mit denen er seine Produktionen beginnt, sei es auf der Strasse, sei es im Vorgarten eines Hotels, sei es an irgendeinem andern Orte. Wenn er einen Korb statt des Sackes hat, so löst er den Verschluss des Deckels und das Reptil erscheint bei den ersten Tönen der Musik. Häufig, ja meist, sind die Schlangen ihrer Giftzähne beraubt; aber geschickte Schlangenbeschwörer operieren auch mit giftigen Schlangen, und das flösst natürlich den Zuschauern, mögen es nun Europäer, Afrikaner oder Inder sein, stets Grauen ein. Durch die Musik, durch schlagen eines Gongs speziell, dirigiert der Beschwörer die Schlangen ganz nach seinem Belieben. Es wäre für den Europäer die stets sich gleichbleibende Vorführung der Giftschlangen sehr langweilig, wenn er sich nicht erinnern würde, dass diese jetzt gegen ein Trinkgeld geleistete Schlangenbeschwörung der letzte Rest eines Schlangenkultes darstellt, welcher einst über die ganze kultivierte Welt ging, und dessen Spuren sogar in den Zerfall früherer Kulturstaaten übergehen; eines Kultes, der allein in Australien nicht festgestellt werden konnte, weil es auf diesem Kontinent niemals Schlangen gegeben hat. Da, wo es einen Schlangendienst gab, personifizierte die Schlange, die zischende, züngelnde Schlange, entweder das Feuer mit seinen züngelnden, zischenden Flammen oder die bösen Geister der Unterwelt. Die Priester, welche in den Tempeln Schlangen hielten und die Behandlung der Tiere lernten, zeigten den erstaunten Gläubigen, wie sie die Macht hatten, diese Symbole des Feuers und der bösen Geister zu beherrschen und ihrem Willen untertan zu machen. Sie empfingen in vergangenen Jahrhunderten von den Gläubigen dafür Spenden, die man «Opfer» nannte und die heute von der bösen Welt als «Trinkgelder» bezeichnet werden, wie sie auch den modernen Schlangenbeschwörern zukommen.

Weiter kam ich nicht. Ich legte das Buch beiseite. Die Augen wollten meinem Willen nicht mehr gehorchen, und so legte ich mich hin und schlief wenig später ein. Ich musste aber wohl von all dem Getier geträumt haben, denn zweimal rief mir Jules in der Nacht zu, was eigentlich los sei, ich zapple und lärme beständig. «Wanzen sind's!» gab ich ihm prompt zurück. Statt einer erschrockenen Frage vernahm ich aber nur Jules tiefes Schnarchen. Und draussen plätscherte friedlich der Brunnen . . .

Am nächsten Morgen waren wir startbereit. Statt unseren Wagen, den wir in Hassans Hinterhof schoben, bestiegen wir drei die Schiffe der Wüste. Es waren drei junge, gepflegte Dromedare. Hassans beide Frauen besorgten das Aufpacken der Tiere. Es mochte gegen 6 Uhr gewesen sein, als wir von ihnen Abschied nahmen. Jules bedankte sich auch meinerseits für die erwiesene Gastfreundschaft. «Heila Safarie!» riefen beide und zogen ihre Haiks, die vorgeschriebene Gesichtsverdekkung, etwas herunter. «Tuonane tena inshallah!» «Hoffentlich sehen wir uns wieder!» Dann begann der Abmarsch. Etwas steif, ich kam mir jedoch würdevoll vor, hielt ich mich auf dem Kamel. Ich musste mich zuerst an den trägen Passgang des Tieres gewöhnen, schaukelte hin und her, auf und ab. Draussen vor dem Städtchen trafen wir Kaby, einen Beduinen, den Hassan als Treiber und zuverlässigen Freund auserkoren hatte. Obschon den Arabern das Materielle äusserst wenig sagt, war Kaby für unser Vorhaben zu gewinnen gewesen. Wir wussten auch, dass er Jules und mich nicht preisgeben und mich wegen meiner Taubstummenrolle nicht verraten würde. Hassan hatte auf seinem Kamel einen Korb, mit dem er sehr sanft und besorgt umging. Wie mir Jules erzählte, war sein Freund vor Jahrzehnten ein wandernder Sektierer in Südalgerien gewesen. Heute hielt er sich die Kobra mehr zum familiären Vergnügen. Ich fragte Jules, ob er dieses Reptil etwa in jenem Korb mitgenommen hätte. «Aber natürlich», versicherte er mir, «das gehört doch zu unserer, ich möchte fast sagen, kleinen Expedition.» Ich musste wohl ein bedenkliches Gesicht gezeigt haben; denn er fuhr sogleich fort: «Selbstverständlich ist die Schlange ungefährlich; sie hat keine Giftzähne mehr.»



Die Fenster der Strassenbahnen und Autobusse in Algier und den andern Städten Algeriens wurden mit dicken Drahtgittern versehen, die verhindern sollen, dass die Terroristen des FLN Granaten in die Wagen werfen.

Eine sanfte Piste führte uns in die Ebene hinunter. Wir erreichten den Südfuss des Atlasgebirges. Immer spärlicher wurde das gebliche Alfagras, um schliesslich ganz zu verschwinden. Jetzt erreichten wir die ersten Sandflächen. Unsere Tiere liefen lautlos wie auf einem Teppich. Kilometer um Kilometer der eintönigen Dünenlandschaft liessen wir hinter uns. Gegen Süden nichts als Sand und in unserem Rücken, schon weit weg, die roten Felsen der Atlaskette. Die stechende Sonne trocknete unsere Kehlen aus; ich glaubte Jules schlafend. Ein warmer Wind wehte uns entgegen. Das tat mir gut. Ich hoffte jedoch, dass er nicht stärker würde. Ein Sandsturm muss, wie ich von Büchern lernte, recht unangenehm sein. Gegen Abend sollten wir eine Oase erreichen. Kaby trieb die Tiere zu schnellerem Schritt an, denn hier gibt es keine Dämmerung. Glutrot versank die Sonne im Sand, worauf ein kurzes Nachleuchten folgte. In der Ferne sahen wir ein Licht und die Umrisse einiger Dattelpalmen. Wir erreichten die Oase, eine alte Araberfestung. Der Führer trieb uns zwischen den weissgekalkten Lehmbauten, durch ein wahres Labyrinth und hielt dann auf dem Platze vor der Karawanserei. Unsere Kamele senkten sich zuerst nach vorn und knieten dann auch mit den Hinterbeinen, so dass wir bequem absteigen konnten. Den ganzen Tag über hatten wir nur etwas Mundvorrat gegessen, so dass wir ziemlich hungrig waren. Ich wollte das eben Jules mitteilen, brachte jedoch nur einen lallenden Laut hervor. «Sehr gut», rief er mir hinüber, denn er glaubte, ich würde meine Taubstummenrolle ausprobieren. Auf dem Platze sassen in Gruppen beim spärlichen Lichte einer Oellampe, Araber und spielten Karten oder Domino. Ich verstand natürlich kein Wort des Gemurmels und des kreischenden Getues. Meine Freunde jedoch wechselten mit ihnen ein paar Worte. Hinten auf dem Platze ertönte immer im gleichen Rhythmus eine monotone Musik. Es war ein gastierender Schlangenbeschwörer mit zwei Begleitern. Einer der Musikanten bliess eine Blockflöte, ein anderer trommelte auf das Tamburin während ein dritter ein zweisaitiges Zupfinstrument bediente, und «Allah, Allah» sang die Menge dazu. Wir verliessen alle vier den Marktplatz und zogen, mit etwas bleiernen Gliedern vom beschwerlichen Marsche her, durch die sogenannten Souks. Das sind die beweglichen Läden der Araber in den bedeckten Strassen. Die meisten der Händler schlafen, ihren Burnus einfach über den Kopf geschlagen, neben ihrer Habe. Man musste deshalb sehr vorsichtig sein, um nicht auf eine Gestalt zu treten. Kurz darauf erreichten wir eine Schenkstätte; das sollte unser Nachtquartier werden. Der Wirt in weiten Faltenhosen, einer farbigen Jacke und einer einmal weiss gewesenen Schürze, empfing uns freundlich. Er führte uns durch die mit Einheimischen angefüllte Schenkstube, deren Boden und Wände gemauert waren, in ein Hinterzimmer. Von dort führte eine Türe in einen verhältnismässig grossen Raum, in dem einige Pritschen mit Decken standen. Dort stellten wir unser Gepäck ab. Wir schlossen die Türe, ruhten uns etwas aus und bereiteten dann unser Nachtlager vor. Jules fragte Hassan nach dem Nachtessen, worauf er mir das Menü übersetzte. Ich konnte mir darunter allerdings nicht viel vorstellen. Plötzlich hörten wir nebenan Stimmengewirr und Lärm von eintretenden Leuten. Mit monotoner Stimme sprach ein Mann. Wir lauschten eine Weile und sahen uns fragend an. Jules flüsterte mir zu, der Koran werde nebenan gelesen, doch plötzlich regten sich meine drei Bekannten kaum mehr und hielten den Atem an. Nach einigen Minuten des Schweigens fragte ich meinen Freund leise, was ihre fragenden Gesichter zu bedeuten hätten. Er gab mir zu verstehen, dass in der Versammlung nebenan etwas nicht stimmen könne. Der Koranvorbeter gebe nämlich inmitten eines Abschnittes eine nationalpolitische Nachricht durch. Das komme hier öfter vor. «Psst — Moment mal.» Den erschrockenen Gesichtern nach musste es sich um etwas Unerfreuliches handeln. Hassan, Kaby und Jules berieten sich leise. Jules erklärte mir, was wir nun tun würden, und ermahnte mich nochmals eindringlich, ja keine Silbe zu reden. Wir machten uns zurecht, betrachteten uns in einem Taschenspiegel. Hassan nahm den Korb mit der Brillenschlange, öffnete nochmals den Deckel, um sich zu vergewissern, ob sie ja noch drinnen wäre, dann schritt er mit dem Korb auf dem Rücken gegen die Türe. Jules folgte und mit klopfendem Herzen ich als dritter. Hinter mir kam Kaby. Hassan drückte vorsichtig auf die Klinke, öffnete um einen Spalt die Türe und schaute in den Raum. Mit einem Ruck riss er sie auf und gab uns einen Wink ihm zu folgen. Auf Arabisch grüssten meine drei Bekannten. Der Gruss wurde erwidert. In der Mitte sass der Vorbeter, umgeben von gut zwei Dutzend zum Teil erbärmlich gekleideter Araber. Auf unsere Fragen durften wir uns dem Kreise anschliessen. Ich sass nun dem Vorsitzenden direkt gegenüber. Mit Schrecken gewahrte ich, dass es

sich hier um denselben Mann handeln musste, den ich vor ein paar Tagen im Sultanspalast in Algier nach der Zinne fragte. Nur trug er diesmal keinen gelben Turban. Langes schwarzes Haar wallte ihm auf die Schultern hinunter. Es bestand kein Zweifel, dieser Schlangenbeschwörer und getarnte Heilige war Assaui, von dem in jüngster Zeit so viel gehört wurde. Ich getraute mich nicht, ihn anzublicken. Hinter der breiten Schulter eines vor mir hockenden Arabers versteckte ich mich so gut es ging. So sassen wir dann eine Weile, bis die meisten Anwesenden, mit ihnen meine drei Freunde, sich erhoben. Ich stand ebenfalls auf. Im allgemeinen Lärm, der entstand, war es mir möglich, meine Kamera in Funktion zu setzen. Ich hatte sie auf Brusthöhe in meinen Burnus eingenäht und konnte die Speziallinse zur Aufnahme mit einer Handbewegung frei machen. Dazu hatte ich freilich wenig Zeit; denn ich durfte mich ja nicht auffällig benehmen. So wusste ich auch nicht, ob die Bilder auf den paar Metern Streifen gut herauskamen. Hassan gab uns durch ein Zeichen zu verstehen, uns in die Schenkstube zu begeben. Währenddem er noch im andern Zimmer blieb, traten wir drei in das Gastlokal. Es war ein kleiner Raum, etwa zwanzig auf zehn Fuss. Fast die Hälfte wurde von einem Ausschanktisch eingenommen. Tische und Hocker glichen einer billigen Ausstattung, wie man sie auch in europäischen Hafenkneipen antrifft. Kaby und Jules bestimmten auch für mich ein durchaus arabisches Menu. Wir waren mit der mit Pfeffer und Paprika reich gewürzten Mahlzeit fast zu Ende, als Freund Hassan sich zu uns setzte. Er schien sehr vergnügt zu sein. Geduldig warteten wir, bis er ebenfalls seine Platten geleert hatte. Ich dachte mir, wie schön es sein würde, ein Fläschchen Sidi Abrehm, einen vorzüglichen algerischen Tropfen, sozusagen als Schlafmittel, zu kosten. Da jedoch gläubige Mohammedaner jeden Alkoholgenuss vermeiden, bequemte ich mich auch zu einem Glas Pfeffermünzentee.

Wieder allein in unserem Zimmer erzählte Hassan seinen Leuten, was er mit dem Koranleser unterhandelt habe. Jules übersetzte es mir. Hassan werde morgen mittag unter einer schattigen Dattelpalme mit Assaui zusammen als Schlangenbeschwörer auftreten. Assaui begleite ihn mit dem Tamburin und Kaby müsse ihn auf einem Zupfinstrument begleiten. Das ist ein sehr einfaches Musikinstrument, bestehend aus einer Schildkrötenschale als Resonanzboden, über die eine Haut gezogen ist, einem hölzernen Griff und zwei gespannten Saiten. Kaby fühlte sich sehr geehrt, den Begleitmusikus spielen zu dürfen. So wurde zwischen den Männern noch alles eingehend besprochen, währenddem ich mich schon längst auf der Pritsche ausstreckte. Meine Frage, ob Assaui während unserer Anwesenheit noch mehr Nachrichten mitgeteilt hätte, wurde verneint.

Am nächsten Morgen trafen Kaby und Hassan mit Assaui zusammen. Jules und ich schlenderten durch die Souks. Wir standen bald da bald dort stille, amüsierten uns über die Patienten beim Zahnzieher, die öffentlich ihre Zähne behandeln liessen oder beim Barbier, der mit wichtiger Miene seinem Metier oblag.

Am Nachmittag, gleich nach dem Essen, begaben wir uns auf den Marktplatz. Eine grosse Menschenmenge war bereits versammelt. Hassan holte seinen Korb und stellte ihn neben denjenigen von Assaui. Jules und ich sassen auf einer Decke in der vorderen Reihe neben Kaby, schräg gegenüber Assaui und Hassan. Dicht hinter uns setzten sich weitere Araber im Kreise. Wohl gegen hundert Schaulustige standen herum. Endlich gab Assaui das Zeichen zum Beginnen. Die drei Musikanten setzten sich in Position, und alsdann erklangen die ersten Rhythmen. Erst nach dieser Einführungsmusik entfernte Assaui den Holzriegel des Korbes nächst Hassan. Meine Nerven waren aufs äusserste gespannt, denn im nächsten Augenblick musste sich der Deckel heben. Noch immer rührte sich nichts. Hassan neigte sich mit seiner Flöte etwas näher. Mit vollen Backen blies er in das Instrument. Kein Wort war in dem ohrenbetäubenden Lärm zu

---

Aus der Anekdoten-Welt

Der Gegenbeweis

Der englische Dichter Samuel Johnson war bei einem reichen Grosshändler zum Mittagessen eingeladen. «Oh», sagte der taktlose Protz, als der Dichter eintrat, «Sie habe ich mir ganz anders vorgestellt! Sie sehen ja aus, als könnten Sie nicht einmal zu einem Schaf ‚Bäh' sagen!» Johnson sah seinen Gastgeber starr an. «Bäh!» sagte er mit einer höflichen Verbeugung und verliess die Gesellschaft.

hören. Plötzlich wankte der Deckel und schnellte alsdann zurück. Die Kobra richtete sich züngelnd und zischend kerzengerade auf; den Hals hatte sie weit aufgebläht — Zeichen der Wut — und eine prächtige Brillenzeichnung ward sichtbar. Das musste nicht Hassans, sondern eine viel grössere Schlange sein. Die Menge wurde unruhig. Einige standen von ihren Plätzen auf, so Jules und ich. Blitzschnell drückten die Leute nach vorne, und wir mussten uns mit aller Kraft dagegen stemmen. Da rollte auch schon der geschlossene Korb, ohne Zweifel durch das Drängen umgestossen, gegen Kaby. Auch der fuhr erschrocken in die Höhe. Und unvermeidbar erfolgte das Vorauszusehende. Die Menge schrie und kreischte entsetzlich und suchte zu fliehen. Der Korb mit der Kobra fiel auf die Seite gegen Assaui. In Bruchteilen von Sekunden erfasste dieser die Situation, sprang auf, warf das Tamburin auf den Boden und zwängte sich in feiger Weise durch die fliehenden Massen. und fast gleichzeitig hörten wir einen entsetzlichen, durch Mark und Bein stechenden Aufschrei. Aber Jules und ich hatten keine Zeit, uns umzublicken. Wir rannten auf Leben und Tod, so gut es in der durcheinandergebrachten Menge ging. Ich folgte Jules dicht auf den Fersen und alles missachtend schrie er: «Zu den Kamelen, zur Karawanserei!» In einiger Entfernung vor uns tauchte Kaby auf. Jules rief ihm zu. Als er uns erkannte, blieb er stehen und wartete, bis wir ihn einholten. «Wo ist Hassan?» «Ich weiss es nicht!» antwortete Kaby ausser Atem. Wir erreichten wenig später die Karawanserei. Da raste auch schon ein Jeep mit Polizisten vorbei. Vermutlich hatte sie der diensttuende Gendarm auf dem Marktplatz alarmiert. Dann hörten wir ein paar Schüsse. Wir traten in den Kamelstall und warteten. Fünf, zehn Minuten verstrichen. Hassan kam immer noch nicht. Wir fragten uns ernstlich, ob ihm doch etwas zugestossen sei, obgleich Kaby Jules versicherte, er glaube nicht daran. Der Korb sei auf die andere Seite hin umgekippt.

Nach einer Viertelstunde vernahmen wir eilige Schritte. Das musste Hassan sein. Kaby öffnete um Handbreit die Türe. Doch diese schlug hart gegen sein Gesicht. Er taumelte zurück, und herein trat, zum Entsetzen aller . . . Assaui! Er tastete sich im dunkeln um ein paar Schritte vorwärts. Dann entdeckte er uns und wollte wieder zurück. Doch Kaby hatte die Türe inzwischen geschlossen und versperrte ihm den Ausweg. Assauis Augen funkelten unter seinen schwarzen Brauen. Schliesslich griff er Kaby an. Da griffen wir ein. Jede Minute war kostbar. Denn es war zu vermuten, dass er einen Dolch unter seinem Burnus verborgen hielt. Wieder wurden Schritte hörbar. Verzweifelt wehrte sich Assaui gegen unsere Griffe. Einer Katze gleich kratzte er in unsere Gesichter, schlug mit übernatürlicher Kraft auf uns ein, aber kein Laut kam über seine wulstigen, bebenden Lippen. Da ging die Türe auf und eine blutüberströmte Gestalt erschien im Rahmen. Hassan! Er schrie uns zu: «Weg von hier, rasch!» Jules und Kaby hatten inzwischen Assaui am Boden. «Bindet ihn!» befahl Hassan kurz. Jules gab mir Anweisung, einen Strick zu holen. Die Kamele waren inzwischen unruhig geworden; dessenungeachtet lief ich hinüber und schnitt kurzerhand einen Lederriemen, der mir gerade in die Hände fiel, entzwei.

Nach kurzer Zeit lag Assaui gefesselt vor unsern Füssen. Wir warfen Stroh über ihn und gingen dann zu unseren Dromedars. Assaui wird sich in kurzer Zeit von selbst wieder frei machen. Zwei Minuten später sassen wir auf unseren Kamelen und ritten, ungeachtet der paar kreischenden Araber, denen wir begegneten, die Gasse hinunter. Kaby hatte sich zu Hassan auf das älteste und stärkste der drei Dromedars gesetzt. Hassan hielt sich gut. Ueber sein blutendes Gesicht hatte er ein grosses Stück Tuch von Assauis Burnus geschlagen, so dass er nur seine Augen freihielt. Wir spornten jetzt die Tiere zum rascheren Gehen an. Ich hatte Mühe mich aufrechtzuhalten, denn der rasche Passgang war für mich etwas gänzlich Ungewohntes.

Bald erreichten wir das Tor. Der lärmenden Menschen achteten wir nicht. Und dann lag die erlösende Piste vor uns.

Ohne ein Wort zu sprechen, ritten wir Stunde um Stunde auf dem sandigen Wege dahin. Es mochten etwa drei Stunden verstrichen sein, als wir uns etwas sicherer wähnten und Jules das Zeichen zum Rasten gab. Zuerst nahmen wir uns Hassans an. Jules wusch ihm das Gesicht mit Cognac, den er in einem Fläschchen stets bei sich trug. Die Wunden waren eher Schürfungen und nicht ernstlicher Natur. Er erzählte, wie mir Jules später berichtete, er wäre von einigen Leuten angegriffen worden, denen er sich jedoch durch die Flucht in ein Haus entzog. Im Hause selbst seien nur zwei Frauen anwesend gewesen, die auf ebener Erde hinter ihren Handwebstühlen gearbeitet hätten. Bis die begriffen, was geschehen, sei er schon längst die Leiter zur Zinne hinaufgestiegen und über die flachen Dächer von einem Haus zum andern ge-

sprungen. Die einstöckigen, aneinandergereihten Lehmhütten hatten also auch ihre guten Seiten! Nach Brauch und Sitte hätte Hassan natürlich kein fremdes Haus betreten dürfen. Doch was blieb ihm anderes übrig? Er war zu schlau, um nicht zu ahnen, was die Menge mit ihm gemacht hätte.

Nachdem Hassans Gesicht und Arme gereinigt und mit Tüchern notdürftig verbunden waren, setzten wir unseren Ritt fort. «Heute nacht würde ich nun das erste Mal in der Wüste schlafen!» dachte ich mir. Ein Weiterreisen in der Dunkelheit wäre tatsächlich ungeschickt gewesen. Im Windschutz einer Düne nächtigten wir, den Burnus über unsern Kopf geschlagen und die Körper eng an die warmen Leiber der Kamele gedrückt. Schlafen konnte ich freilich nicht. Es war eine bitterkalte, klare Nacht. Gegen drei Uhr zogen wir in der Morgendämmerung wieder fort. Wir sprachen allerlei über das Vorgefallene. Hatte Assaui unsere Verkleidung erkannt? Wer hatte den Korb absichtlich oder unabsichtlich umgeworfen? Gehörte er zu den Dunkelmännern, Aufwieglern und falschen Propheten? Wer hatte die Schlange Hassans ausgewechselt? Weshalb? Es gibt nun einmal Schlangen, mit denen auch der gewiegteste Fakir nichts anfangen kann, erst recht, wenn sie unter dem Einfluss eines Menschen wie Assaui stehen. Warum hatte er es getan?

Am Spätnachmittag erreichten wir, erschöpft und durstig, Hassans Städtchen droben auf dem Atlas. Wir banden unsere Dromedars draussen an eine Dattelpalme und trotteten zu Fuss weiter; denn wir wollten vorsichtig sein. Hassans Diener musste dann die Tiere in die Karawanserei zurückführen.

Am Abend, nachdem wir etwas geschlafen, uns gewaschen, die Kleider gewechselt und gegessen hatten, gingen Jules und ich zur Garnison. Der Herr Polizeileutnant empfing uns persönlich. Interessiert hörte er uns an, stellte ab und zu eine Frage und holte dann ein Aktendossier. Als ich ihm jedoch erzählte, ich hätte mit meiner Kleinkamera gefilmt, da unterbrach er mich hastig und seine französische Höflichkeit verlor sich: «Wo haben Sie den Film?» Er stand auf und schritt auf mich zu. Aus meinem Veston zog ich, fast etwas eingeschüchert, die Kamera hervor. Der Uniformierte nahm mir sie weg und verschwand im nächsten Zimmer, um bald darauf zurückzukommen. Er war wieder freundlich und offerierte uns eine «Gauloise». «Sind Sie sicher, dass es jener Bekannte Assaui war?» forschte er weiter. «Wissen Sie, es gibt so viele Doppelgänger. Und warum soll dahinter etwas stecken? Sie haben offenbar so ein Abenteuer gesucht, wie? Um Ihre Zeitschrift, für die Sie arbeiten, zu bebildern? Oui, oui, à force de forger on devient forgeron! Eh bien, voilà le resultat!»

Eine Weile später klopfte es an der Türe und herein trat eine magere Gestalt, die uns gar nicht zu beachten schien. Der Chef nahm die dargebotene Rolle entgegen, worauf der andere sich wieder zurückzog. Mit einer Rigorosität ohnegleichen hielt er den nun entwickelten Zelluloidstreifen gegen eine Lampe, prüfte Bild um Bild, blickte uns abwechselnd an und sagte schliesslich: «Ja, ja, 100000 algerische Francs sind auf seine Festnahme gesetzt! Es war der wirkliche Assaui! Wo waren denn unsere flics? Nom de ch . . . !!! Parbleu, c'est trop moche! Gratuliere, dass ihr wenigstens die Bekanntschaft mit einem der grössten Aufwiegler Algeriens gemacht habt! Ja, 100 000 Francs, seit dem Anschlag auf den Güterzug in Algier vorige Woche! Der liebe Vater und Koranvorbeter im Nebenamt ist natürlich schon längst in eine andere Richtung verschwunden!»

Jules und ich fuhren am nächsten Tage mit dem inzwischen notdürftig reparierten «Peugot» ab.

Wir schlugen eine andere Richtung ein. Jules war offensichtlich etwas übermüdet und nervös, weshalb er mir gerne eine Weile das Steuer überliess. Die Fahrstrecke war hart und schlecht; die Löcher vermehrten sich zusehends. Ab und zu waren sie durch lose, grosse Steine «ausgefüllt». Der Wagenbuch und die Schutzbleche knallten wie

Aus der Anekdoten-Welt

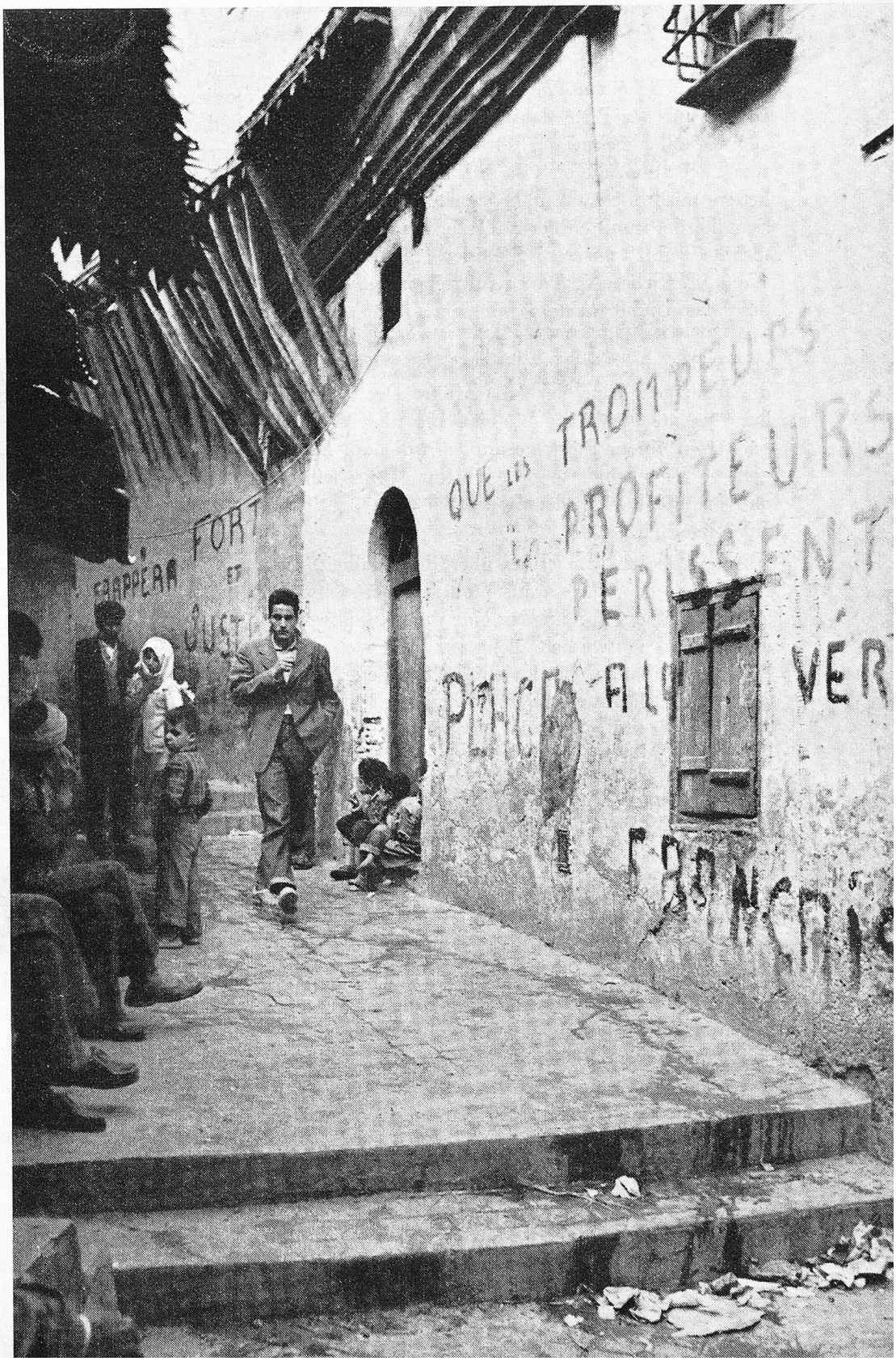
Schlüssiger Beweis

Der französische Schriftsteller Montherlant berichtet in einem seiner Bücher, dass er sich einmal mit einem gläubigen Mohammedaner über die Stellung der Frau in der Religion unterhielt. Dabei gab ihm dieser einen schlüssigen Beweis für die Tatsache, dass im Paradies kein Platz für Frauen sei, indem er den Koranvers zitierte:

«Und es herrschte im Himmel eine halbe Stunde Schweigen . . .» -nn (ITG)

Cuisine
LE. FLN. TUE
Soignée
TES ENFANT
Défe LE FLN MENT d'A

Mit dicken roten Pinselstrichen haben die Franzosen an die Wände der Häuser in der Kasbah warnende oder drohende Aufschriften gegen die Rebellen gemalt. Besonders häufig stösst man auf die Aufschrift «Der FLN tötet Deine Kinder.»



Schnellbüchsen. Manchmal lagen dicke Sandverwehungen, gleich einem Schneebelag, auf dem Weg. Das Auspuffrohr lärmte wie ein alter Flugzeugmotor. «Das komme wieder vom langweiligen Sand», meinte Jules. Ich gab Vollgas ... und landete glücklich an der Böschung. Wie ich den ersten Gang einkuppelte, um wieder anzufahren, war es mir, als ob eine unsichtbare Hand den Wagen festhielt. «Ensablé!» lachte Jules und stieg aus. Er zog seine Handschuhe an und machte sich daran, dürres Alfagras, das neben der Piste wuchs, abzureissen. Er streute es sorgfältig vor die hinteren Räder. Nach einer Viertelstunde war es soweit, dass der Wagen, mit Nachhilfe Jules' ganzer Kraft, wieder auf der Piste dahinholperte. Ich fuhr vorsichtig und gleichmässig durch die öde und dürftige Vegetation, die sich da zwischen zwei Gebirgsketten ausbreitete. Wir begegneten einmal einer Schafherde. Inmitten hockte lässig ein Beduine und machte, trotz unserem heftigen Signal, keinen Wank, die Schafe vom Weg zu treiben. Ich glaubte, dass das Umherfuchteln mit seinem Stocke eher uns galt. Die Tiere waren gar nicht so dumm. Sie verstanden unseren Hornlärm vielleicht besser als die traurigen Töne der Hirtenflöte. Der Schäferhund rannte geschäftig hin und her und hielt die Schafe in einem Block zusammen. «Schafe haben goldene Füsse, und wo sie auch immer erscheinen, da verwandelt sich der Boden in Gold», zitierte Jules feierlich.

Aber wie ich ihm etwas über die Faulheit des Hirten sagen wollte, brauste ein grosser Camion an uns vorüber. Vor uns lag eine dicke Staubwolke und alsbald musste ich dicht vor dem stehenden Fahrzeug anhalten. Ein Kolonialsoldat kletterte aus der Kabine, lief auf uns zu und verlangte unsere Ausweise. Er gab sie uns lachend zurück und zeigte dabei seine prächtig weissen Zähne. «En ordre, bon voyage!»

Wir erreichten bald eine bessere Autostrasse und fuhren Kehren um Kehren über den Atlas. Einmal rasteten wir, um unseren Lunch einzunehmen. Es war aber so tropisch heiss, dass ich vorschlug, weiterzufahren.

Bereits sank die Sonne, als sich die blaue Fläche des Meeres funkelnd und glitzernd, unter uns auftat. Ein kühlendes Lüftchen wehte um unsere erhitzten Gesichter. Dann tauchte das malerische Algier, ein unvergesslich, imposantes Bild in rotweissen Farben, vor uns auf.

In Jules Briefkasten der Wohnungstüre steckte ein roter Zettel, mit der Bitte, er möge sich sofort mit dem Telegraphenamt in Verbindung setzen. Aufgeregt nahm Jules die Depesche entgegen, in der etwa folgendes stand:

JULES HAUSTEIL HEUTE ABEND GESPRENGT WORDEN STOP WARNUNG AN DICH STOP SUCHE POLIZEISCHUTZ STOP KOMME MORGEN NACH ALGIER STOP HASSAN

Mit dem Telegramm fuhren wir zuerst zur Polizeiwache und erzählten unser Erlebnis. «Wir sind bereits im Bilde; Sidi Matadi hat uns über alles berichtet. Monsieur Favre, Ihr Wohnhaus an der Rue de Rabat 25 ist von Detektiven umstellt und bewacht. Doch täten Sie gut, auswärts zu logieren.» Der Wachtmeister sagte das mit einer Selbstverständlichkeit ohnegleichen. Kaltblütig warf er uns vor, unklug gehandelt zu haben. Wie konnte dieser bassbrummige Vielfrass genau wissen, wieso alles so gekommen ist!? Die Predigt dauerte indessen nicht länger. Das Telephon klingelte. Am andern Ende des Drahtes plapperte in aller Lautstärke eine Frauenstimme. Der Herr Polizeiwachtmeister veränderte sich plötzlich. Zärtlich versicherte er, nach Dienstschluss ins «Perroquet» zu kommen. Abgemacht! Und wir benützten die Gelegenheit, uns alsdann zu verabschieden.

Wir harrten in meinem Hotelzimmer der Dinge, die da kommen sollten. Aber nichts geschah, auch gar nichts. Die Nacht verlief ruhig.

Am Mittag traf Hassan mit seinen Frauen ein. Sein Diener müsse vorläufig in seinem Wohnhause bleiben und zum Rechten sehen. «Einmal werden diese hinterlistigen Dunkelmänner doch gefasst!» meinte er. «Vorläufig bleibe ich hier. Mein Haus hat wohl etwas abgekriegt, es hätte aber noch schlimmer herauskommen können!»

Nach zwei Tagen flog ich von Algier weg. Wie mich später Jules in einem langen Brief wissen liess, sei nichts mehr mit uns im Zusammenhange stehendes vorgefallen. Hassan lebe wieder in Sidi Matadi. Doch hätte die Polizei immer ein wachsames Auge. Ich solle doch nächsten Herbst wieder kommen, fügte er noch hinzu. Und beim Lesen des Briefes standen wieder die alten, kalkgetünchten Mauern, von fettgrünen Dattelwäldern umgeben, vor mir. O du geheimnisvolles Land, wann wirst du wohl aus deinem Traume aufgeschreckt? Und wieder höre ich die monotone Musik, sich in der Ferne verlierend, wieder sehe ich die bunten Marktplätze, die Schlangenbeschwörer, wie ich sie in dieser Abenteuererzählung federstrichartig berührte.